

KURT WÖLFEL

JOHANN PAUL FRIEDRICH RICHTER

* 21. März 1763 zu Wunsiedel

Als 1795 Jean Pauls zweiter Roman, der „Hesperus“, erschien und dem Dichter endgültig und überwältigend jenen so lange erharteten Erfolg brachte, der seinen Namen in ganz Deutschland bekannt werden und neben die Namen der Größten treten ließ, der dem Dichter eine hingerissene, von schwärmerischer Verehrung erfüllte Lesergemeinde schuf, deren Mitglieder ihm nicht selten wie einem Apostel und Heilsverkünder entgegentraten, da war der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller, der für uns die Zenithöhe der deutschen Klassik bezeichnet, ein Jahr alt. Goethe schrieb noch an seinem Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, als ihm der „Hesperus“ vor die Augen kam; kein Wunder, daß ihm der Konkurrent seltsam vorkommen mußte: er nennt ihn einen „Tragelaphen“, einen Bockhirsch, ein Zwitterwesen — ein Wort, das im Munde des nach Reinheit und Eindeutigkeit der Kunstformen verlangenden, klassischen Dichters bereits Urteil und Verurteilung ausdrückt.

Weimar und Hof, wo Jean Paul damals wohnte, liegen so weit nicht voneinander. Liest man aber im Briefwechsel von Goethe und Schiller die Bemerkungen über den Hesperus-Dichter, dann hat man den Eindruck, es müsse sich um zwei Weltbezirke von ähnlicher Disparatheit handeln, wie sie die beiden genannten Romane zeigen. Hesperus ist gegenwärtig „das Werk, worauf unser feineres Publikum seinen Überfluß von Beifall ergießt“, meldet Goethe im Dezember 1795 nach Jena, Schillers Wohnort. Und er fügt ironisch den Wunsch an, „daß der arme Teufel in Hof bei diesen traurigen Wintertagen etwas Angenehmes davon empfände“. Es ist nicht ganz deutlich, warum Goethe Jean Paul einen „armen Teufel“ nennt: ob wegen dessen tatsächlicher Armut — aber die war seit dem Erfolg des „Hesperus“ gar nicht mehr so groß —, oder einfach wegen der Tatsache, daß er in Hof leben mußte: Wahrscheinlich hatte Goethe beides im Sinn, und jedenfalls schien das oberfränkische Städtchen den beiden Weimaranern in oder nicht weit von Bötien zu liegen: „Es ist wirklich schade für den Menschen, er scheint sehr isoliert zu leben und kann deswegen bei manchen guten Partien seiner Individualität nicht zu Reinigung seines Geschmacks kommen. Es scheint leider, daß er selbst die beste Gesellschaft ist, mit der er umgeht.“ Schiller faßt dieses Bedauern epigrammatisch in einem der Xenien zusammen:

Jean Paul. Weim. d. 12 febr.
 n. 4 23⁴ febr. 1799. JJ.
 b - 27^h März.

Geliebter Herr Jacobi! Der
 ganze Mensch kann nicht
 hinsetzen oder längere Fermate
 auf einem Lexikon setz: so
 setz' ich mich lieber gutwillig.
 - Und ich bin gull; ich habe
 schon von der Kunst der
 Dichtung genug davon
 empfunden. einmal bei fallen.
 Ich will mich lieber
 unterwerfen als mich
 in der Welt. - Vergessen die
 mich weniger. mein
 Lexikon, das mir so gut
 nützlich war; hier nun - Ich
 will mich lieber unterwerfen

Faksimile eines Briefes von Jean Paul an Jacobi

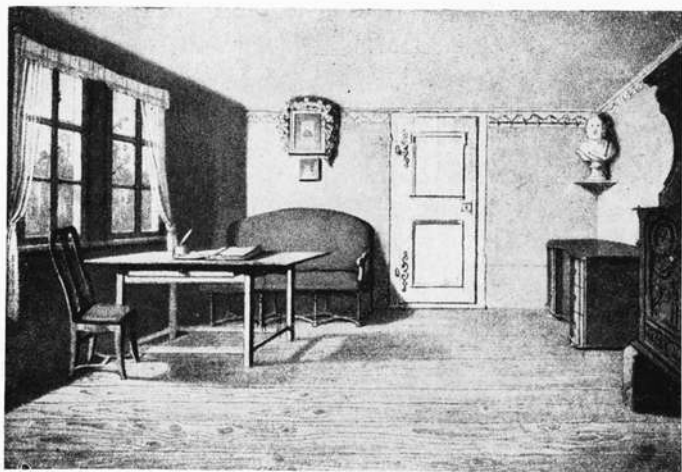
Richter in London! Was wär er geworden! Doch Richter in Hof ist,
 Halb nur gebildet, ein Mann, dessen Talent euch ergötzt.

Es klingt wie eine Erwiderung auf dieses Epigramm, wenn Jean Paul in
 seiner fragmentarischen Autobiographie schreibt: „Lasse sich doch kein Dichter
 in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem
 Dorfe, höchstens in einem Städtchen.“ Ihm haben Dorf und Städtchen jeden-
 falls genügt, um ihn zu dem Dichter werden zu lassen, dessen Sprach- und
 Stilkunst von einer nie mehr erreichten, geschweige denn übertroffenen Eigen-
 und Einzigartigkeit in der deutschen Literatur sind. Er brauchte die große



Jean Paul im 60. Lebensjahr - Zeichnung von Vogel von Vogelstein (1822)

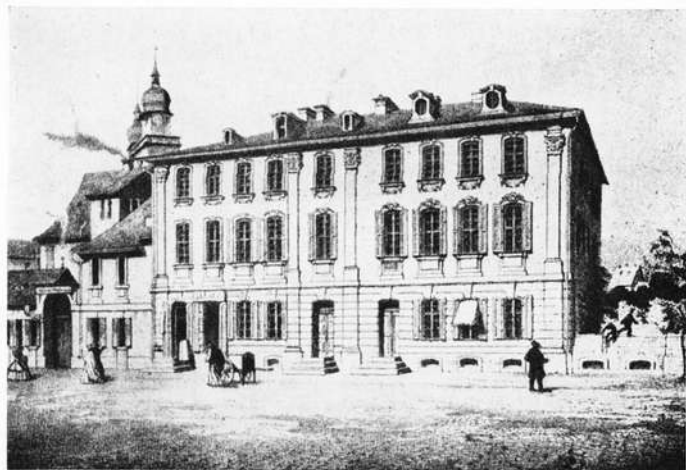
Welt nicht, und wenn ihm Schiller vorwarf, er gebrauchte, um „die Dinge außer sich zu sehen“, leider das falsche Organ, dann berührte auch dieser Vorwurf nicht den Kern seines besonderen Künstlertums: das Reich, in dem er lebte und mit ungeheuer scharfen und tiefdringenden Augen zu schauen vermochte, war das Reich der Innerlichkeit, der Wunder und Rätsel der Seele. Zur Entwicklung und Bildung des Sinnes, mit dessen Hilfe er sich in dieser inneren Welt orientieren konnte, bedurfte er nicht der Weltstadt London, dazu waren die kleinen Orte in der Markgrafschaft Bayreuth, in denen er seine Kindheit und frühe Jugend verbrachte, groß und reich genug. Ja die Enge, die Dürf-



Jean Pauls Arbeitsstube in der Rollwenzlei

tigkeit und Armut seiner Lebensumstände förderten alle jene Kräfte des Herzens und der Phantasie, aus denen sich später seine großen Werke speisten, und Jean Paul bedankt sich in seiner Lebensbeschreibung beim Schicksal dafür, daß es seiner Jugend die Armut zu einer so ständigen Begleiterin gegeben hatte, ebenso wie er sich für die ländlich eng-selige Welt bedankt, die ihm das Schicksal als Heimat zuwies: Wunsiedel, wo der Vater als Tertius und Organist angestellt war, als der kleine Johann Paul Friedrich als erster Sohn geboren wurde; Joditz, wo er seine Kindheit verbrachte, seitdem der Vater 1765 zum Pfarrer des Ortes ernannt worden war; Schwarzenbach bei Hof endlich, dem Amtsbereich des Vaters seit 1776. Dann folgte die Übersiedlung auf das Gymnasium nach Hof 1779, zugleich der frühe Tod des Vaters, der die Familie für lange Jahre in allerbitterste Not warf. Für das Theologiestudium in Leipzig gab man dem Studenten das Testimonium paupertatis mit auf den Weg; es konnte nicht verhindern, daß Jean Paul nach drei Jahren 1784 ohne Examen zur Mutter nach Hof zurückkehrte: heimlich mußte er aus der Universitätsstadt entweichen, um der Schulhaft zu entgehen. Dann begannen die Hungerjahre zu Hause und das arme Leben eines Hauslehrers, eine schier endlose Zeit, bis der schon Dreißigjährige mit seinem ersten Roman, der „Unsichtbaren Loge“, erstmals Anerkennung und damit finanziellen Erfolg fand.

In der Enge und Armut seiner Umwelt und Lebensbedingungen wuchsen dem künftigen Dichter jene Wesenszüge zu, die seine Werke, vorzüglich jene idyllischen Charakters, kennzeichnen und durch die er zum ersten großen Erzähler des häuslichen, ins Innerliche und Private eingesponnenen Lebens des deutschen Kleinstädters und -dörflers geworden ist: „eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen“ habe er gewonnen, schreibt er in seiner Autobiographie, einen „Haus- und Winkelsinn“, den



Jean Pauls Wohnhaus in Bayreuth (1813 - 25)

er auch als Schriftsteller fortbehalten habe im „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal“, im „Quintus Fixlein“, im „Leben Fibels“. Aber die kleine Welt des Dorfpfarrersohnes war auch der rechte Wuchsgrund für eine Erfahrung, die Jean Pauls Denken und Dichten zeit seines Lebens durchdringen und durchtränken, die zum innersten Problem und Thema seiner Werke werden sollte: die Erfahrung des Menschen, daß er ein Ich ist, die Selbstinnewerung der Individualität. Jean Paul hat das erstmalige Aufleuchten dieser Erfahrung in seiner Autobiographie mit Worten beschrieben, in denen sich andeutet, daß hier ein Mensch, wie vom Himmel herab gesendet, das Gesetz offenbart gekommen, in dessen Zeichen seine geistige Existenz gebannt bleiben wird: „Nie vergeß' ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr, und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.“

Das Jahrzehnt von 1795 bis 1805 ist die Zeit von Jean Pauls größten literarischen und gesellschaftlichen Triumpfen. Vom „Hesperus“, „Quintus Fixlein“ und „Siebenkäs“ über das „Kampaner Thal“ und den gewaltigen „Titan“ bis zu den „Flegeljahren“ entstehen nun seine sprachgewaltigsten Werke. Mit dem Ende seiner Unbekanntheit scheint zugleich das Ende von Jean Pauls Leben im heimatlichen Oberfranken gekommen zu sein: er verläßt 1797 Hof und geht nach Leipzig, dann nach Weimar, von da nach Berlin. Aber dann kehrt der Bogen bereits wieder zurück: die nächste Station, Meiningen, führt ihn schon in die Nähe der Heimat, und nach einem Aufenthalt in Coburg nimmt er 1804 endgültig Wohnung in Bayreuth, wo er bis zu seinem Tode



Die Rollwenzlei bei Bayreuth

1825 ansässig bleibt. Wenn er nicht, wie er es besonders im letzten Lebensjahrzehnt immer mehr liebt, auf Reisen ist, verbringt er dort seine langen Arbeitstage in einem kleinen Gasthaus vor den Toren der Stadt, in dem er sich ein Arbeitszimmer, zusätzlich zu seiner Stadtwohnung, gemietet hatte: in der berühmten, nach der Wirtin so benannten „Rollwenzlei“.

Goethe war 1795, Jean Pauls Werk an den klassischen Kunstgeboten messend, die er in langen Erörterungen mit Schiller zu ergründen und zu befestigen strebte, zum ablehnenden Urteil über den ihm so wesensfremden Autor gekommen. Zwanzig Jahre später gelangte er in den Noten und Abhandlungen zum West-Östlichen Divan zu einer anderen, gerechteren Schätzung des so eigenwilligen und unvergleichlichen Dichters. An den Poeten des Orients geht ihm der Sinn auf für dessen besondere Art und er erkennt in Jean Pauls Werk einen Geist östlichen Wesens. In der Spiellust, der Bilderjagd, den Vergleichsketten und Allegorien, der übermütigen Buntheit seines Humors, dem Überschwang seiner Empfindung, der Keckheit seines Witzes sieht er nicht mehr nur die zügellose Willkür und Unform, die Jean Pauls Werk beim Vergleich mit klassisch-antiker Simplizität darbieten mußte, sondern eine „buntverschränkte Welt“ mit „seltsamsten Bezügen“, wo das „Unverträgliche“ dergestalt verknüpft ist, „daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.“ — „Morgenland“, so bekennt Jean Paul in seiner Lebensbeschreibung, sei ihm schon in seiner frühesten Zeit ein Wort gewesen „wie eine offene Himmelpforte, durch welche ich hinein sah in lange lange Freudengärten“. Es scheint eine eigentümliche geheime Affinität bei den ostfränkischen Dichtern zu diesem Morgenland zu bestehen: nicht nur ihr größter, Jean Paul Friedrich Richter, läßt sie erkennen; auch die beiden großen „Orientalen“ unter den deutschen Dichtern, Friedrich Rückert und August von Platen, stammen aus Franken.

Die Waischenfelder Landbaumeister Schwesner/Schwesinger

Die Kunstgeschichte befaßt sich im allgemeinen nicht mit dem Gesamtwerk einzelner Baumeister des flachen Landes, obwohl diese doch die Landschaft eines Gebietes, besonders die „sakrale“, weitgehend mitgeprägt haben. Nachstehender Beitrag versucht deshalb am Beispiel einer Waischenfelder Landbaumeister-Familie deren Bedeutung aufzuzeigen.

Im Markt Neustadt unweit der deutsch-böhmischen Grenze und in nächster Nähe des alten Städtchens Tachau wurde um 1590 *Georg* Schwesner geboren. Noch 1620 lebte er als Zimmermann mit seiner Familie in diesem Flecken, weithin der einzige Vertreter seines Namens. Sehr wahrscheinlich entstammte er der im Bamberger Jura beheimateten Sippe der Schweser und war mit anderen Landsleuten durch die mit Eifer betriebene Bautätigkeit der Jesuiten nach Böhmen gelockt worden. Um 1637 verlegte er seinen Wohnsitz in den durch Schwedenplünderungen und Hungersnot stark entvölkerten, heute oberpfälzischen Grenz-Marktflecken Eslarn. Hier finden wir ihn 1638 als Untertanen des Fürsten Lobkowitz im Besitz eines kleinen Anwesens.

Seinem ältesten Sohn *Michael*, um 1618 noch in Neustadt geboren und Maurer von Beruf, verließ 1643 der Rat der Stadt Weiden das Bürgerrecht, „dieweilen dergleichen Leut, sonderlich Maurer und Mulzer — im Winter arbeitete er als Mälzer und Bierbrauer — bei der Stadt höchvonnöten“. In erster Ehe mit der Weidener Zieglerstochter Anna Hausler verheiratet, ehe-liche er nach deren Tod die Elisabeth Schneider aus Ölsch bei Tachau, die ihm unter neun Kindern auch den Nachfolger im Beruf, *Johann Michael*, gebar. Der durch diese Heirat noch einmal mit der böhmischen Wahlheimat des Vaters verbundene *Michael d. Ä.* starb im April 1693 als geachteter Bürger und Maurermeister im „Putzwinkel“ zu Weiden im Alter von 75 Jahren. Er hatte nicht nur im Dienste der Stadt, sondern sicher auch, wie schon sein Vater *Georg*, auf den benachbarten Gütern und Schlössern der Fürsten Lobkowitz gearbeitet. Die Leitung dieser Bauten lag seit 1668 in den Händen des angesehenen Architekten Antonio della Porta aus Manno bei Lugano, zu dessen Handwerkertrupp wir den älteren *Michael Schwesner* rechnen dürfen. Die Verbindung mit diesem Baukünstler wurde auch von der nächsten Generation der Familie mit Gewinn aufrecht erhalten.

(*Johann Michael d. J.*, geb. am 27. 10. 1670 in Weiden, ist der Begründer des Waischenfelder Zweiges. Nach der väterlichen Lehre wird er auf den Baustellen des Antonio della Porta seine weitere Ausbildung als Maurer und Steinhauer erhalten haben.

1697 wurde Porta vom Markgrafen Christian Ernst nach Bayreuth berufen, wo er u. a. durch die Anlage des Vorortes St. Georgen und den Schloßbau dasselbst der Stadt ein neues Gesicht aufprägte (Sitzmann). Porta brachte aus der Oberpfalz einen Stamm von Bauhandwerkern in die Residenz am Roten Main mit, unter ihnen auch den 27jährigen Meister *Michael Schwesner d. J.* Dieser lernte bei dem nach Portas Plänen ausgeführten Bau des sog. „Prinzenflügels“ in Himmelkron *Wenzel Berner*, den späteren Baumeister von Erlangen, näher kennen. *Berner* und *Schwesner* wurden Freunde.

Della Porta hatte eine besondere Zuneigung zu dem vielbesuchten Wallfahrtsort *Marienweiber* gefaßt, wo er auch 1702 begraben wurde. Seinem